

## ARTEN DES LEBENDIGSEINS



BAPTISTE MORIZOT

# ARTEN DES LEBENDIGSEINS

**Annäherung an das verwobene Leben**

Aus dem Französischen  
von Richard Steurer-Boulard



Matthes & Seitz Berlin



# INHALT

Einführung	
Die ökologische Krise als Krise der Sensibilität	11
Eine Zeit bei den Lebewesen	39
Die Versprechen eines Schwammes	143
Mit seinen Raubtieren zusammenleben Spinozas diplomatische Ethik	169
Auf die andere Seite der Nacht wechseln Für eine Politik der Interdependenzen	205
Ein Diplomat-Werden	211
Politische Philosophie der Nacht	237
Epilog	
Angepasste Rücksichtnahmen	279
Nachwort	291
Anmerkungen	313



*Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste*  
*Hölderlin, Sokrates und Alcibiades*





## HINWEIS FÜR DEN LESER

Dieses Buch versammelt sechs Texte unterschiedlicher Art, von denen man meinen könnte, einige seien bereits an anderer Stelle, in Zeitschriften oder Zeitungen, veröffentlicht worden. Die Wahrheit ist komplexer.

Der Schriftsteller Jean-Christophe Bailly sagte mir einmal, als wir über die Rätsel des Schreibens diskutierten, dass er einen gewissen Spielraum habe, wenn er Prosa schreibe, aber wenn er Poesie schreibe, der Text sich ihm aufzwingt, sodass er nichts entscheiden könne, so als diktiere man ihm die Worte. Seine genaue Formulierung, die mich beeindruckt hat, war: »Wenn ich Poesie schreibe, ist jemand am anderen Ende der Leitung.« Wenn ich schreibe, bin ich oft in einer ähnlichen Situation. Ich habe das seltsame Gefühl, dass bestimmte Ideen mich erwählen und von mir verlangen, dass ich ihnen gerecht werde. Sie sind am anderen Ende der Leitung. In meinem Fall spricht die Stimme in einer Fremdsprache, die ich nicht verstehe. Doch sie fordert gebieterisch von mir, dass ich ihr Kauderwelsch mit der größten Genauigkeit übersetze, als hinge mein Leben davon ab. Ich darf nicht aufhören, auszubessern, wieder aufzunehmen, umzuschreiben, bis ich spüre, dass ich der Idee, der Vision, der Einsicht gerecht geworden bin, selbst wenn es immer schmerzlich unvollkommen ist (jedenfalls von ihrem Standpunkt aus). Die offiziellen Formate interessieren sie leider nicht. Was die Ideen von mir verlangen, führt zu einem Text, der immer zu lang für einen Artikel und zu kurz für ein Buch ist. Vom »anderen Ende der Leitung« tyrannisiert, gelingt es mir nie, dem geforderten Format zu entsprechen (auch wenn

das für Schriftsteller und Forscher ein ziemlich banales Problem ist). Ich schreibe also eine komplette, vollendete Version, die in meinen Augen die einzig »wahre« ist, die einzige, die der Idee wirklich gerecht wird, und danach muss ich sie mit der Axt zurechtstutzen, sie manchmal auf ein Drittel oder Viertel kürzen (das bricht mir das Herz), damit sie in die editorischen Formate passt (was ich hier nicht kritisieren, der Umfang ist mit Anforderungen verbunden, die sich verteidigen lassen).

Es handelt sich hier also um diese kompletten, vollendeten, vollständig entfalteten Texte. Sie sind so etwas wie ein *director's cut* beim Film.

Der Romanautor Jim Harrison stellte eines Tages fest, dass seine Geschichten zu lang für Novellen und zu kurz für Romane sind. Er hat eine sonderbare literarische Gattung zwischen den beiden entdeckt, ein Mischwesen, das er *Novella* nannte. Als ich das las, fand ich ein Wort für die Textgattung, die Sie lesen werden: es handelt sich um *philosophische Novellas*.

Ich habe sie ausgewählt und zusammengestellt, damit sie gemeinsam eine größere Wirkung bei denen entfalten, die sie durchstreifen, nämlich die Wirkung, auf die Begegnungen mit dem Lebendigen in uns und außerhalb von uns vorzubereiten, indem sie auf eine andere Art von Aufmerksamkeit, auf einen anderen Aufmerksamkeitsstil hinarbeiten, auf so etwas wie eine Aufgeschlossenheit für die Arten des Lebendigseins. Mehr verrate ich nicht.

EINFÜHRUNG

DIE ÖKOLOGISCHE KRISE  
ALS KRISE DER SENSIBILITÄT

*Die Welt besteht aus so vielen verschiedenen Arten,  
jede einzelne ein verrücktes Experiment.<sup>1</sup>*

Richard Powers

Wir befinden uns auf dem Col de la Bataille<sup>2</sup>, es ist Spätsommer, es ist kalt, starke Nordwinde treffen hier auf Südwinde. Es ist ein trostloser, im Paläolithikum verbliebener Gebirgspass, über den eine kleine asphaltierte Straße führt, die oft gesperrt ist. Aber es ist keine Wüste, sondern eine Drehscheibe für das Leben in den Lüften. Hier kommen nämlich viele Vögel, unzählige Arten, auf ihrer langen Reise Richtung Afrika vorbei. Es ist eine mythische Pforte, durch die man auf die andere Seite der Welt gelangt. Wir sind hier, um sie zu zählen. Ausgerüstet mit einem manuellen Personenzähler, wie man ihn in Diskotheken und Theatersälen verwendet, klicken wir wie wild, in einer Art fröhlicher Trance für jede Schwalbe, die vorbeifliegt. Es sind Tausende, Zehntausende. Meine Begleiterin zählt 3547 in drei Stunden: Rauchschnalben, Mehlschnalben, Felsenschnalben. Sie kommen aus dem Norden, in Trauben, in Schwärmen, sie drängen sich in den Sträuchern unterhalb des Passes zusammen und warten auf Zeichen, die uns rätselhaft sind. Sie schätzen den Wind ab, das Wetter, ihre Anzahl, was weiß ich noch, sie füllen ihre winzigen Fettreserven während des Halts auf; und in einem bestimmten Augenblick, aus Gründen, die sich unserem Verständnis entziehen, stürzt sich ein ganzer Schwarm Schnalben in die Bresche, die sich in der Zeit aufgetan hat, um den Pass im richtigen Moment zu überqueren, gerade im richtigen Moment. Die Vögel bedecken den Himmel wie Sterne. Sobald die Windwand, die sie vom Süden trennt, überwunden ist, sind sie auf der anderen Seite. Sie haben es geschafft, sie haben eine Schwelle überschritten. Es wird weiter geben. Weiter unten, dicht am

Boden, spielt sich die schleichende Migration der Sperlinge ab: Sie flattern von Baum zu Baum, kaum wahrnehmbar, als wären sie auf einem Spaziergang, aber von Baum zu Baum gelangen sie bis ans Ende der Welt. Manche Blaumeisen überqueren die Passstraße zu Fuß, um unter der Windwelle durchzukommen. Sie brauchen eine Minute, um stur den Asphalt zu überqueren. Sie zögern nicht, aber sie beeilen sich auch nicht. Sie haben eine Reise vor sich, die bis nach Nordafrika führt. Wie kann man einen Kontinent von Mut in elf Gramm Leben unterbringen? Die Greifvögel sind auch hier, der Fischadler, der heimliche König der Flüsse, der seine Krallen zu kräftigen, fischenden Bären-tatzen entwickelt hat, ist eine reine Verkörperung der Tat: zwei Flügel, die vom Himmel stürzen, gepaart mit zwei unermüdlichen Klauen. Die Turmfalken und die Baumfalken mischen sich in den Schwarm, Jäger inmitten der Beute, so wie die Löwen mit den Gazellen reisen. Dies ist nur eine von vielen Schwellen im langen Zug von einem Ende der Erde zu einem anderen: die Migration von allem, was uns von den Dinosauriern bleibt, die noch ziemlich lebendig sind, obwohl einige Naive glauben, sie seien ausgestorben (sie haben sich bloß in Spatzen verwandelt). In diesem Zug findet man Pieper, Stelzen, Braunellen, riesige Geier und winzige Finken, Goldhähnchen, Girlitzen, Mauerläufer und Rotmilane, die wie gallische Stämme in ihren Farben stolzieren, jeder mit seinen Sitten, seiner Sprache, seinem ichlosen, spiegellosen Stolz – jeder mit seinen Ansprüchen. Und jede dieser Lebensformen hat ihre einzigartige Perspektive auf diese miteinander geteilte Welt, und beherrscht die Kunst, Zeichen zu lesen, die alle anderen ignorieren.

Die Schwalben zum Beispiel müssen während der ganzen Dauer des Flugs Nahrung aufnehmen; als Klimaexperten kennen sie die Tageszeiten, zu denen Insektenschwärme ihren Weg kreuzen werden, um sich im Flug von ihnen zu ernähren, ohne die Richtung zu ändern, ohne anzuhalten, ohne langsamer zu werden.

Plötzlich zieht ein Motorengeräusch unsere Aufmerksamkeit auf sich. Unten auf der Straße erklimmt eine Schlange Oldtimer den Pass. Es handelt sich um eines jener Treffen von Sammlern, die am Sonntag ausfahren, um ihre aufgetakelten Klapperkisten auf den Bergstraßen funkeln zu lassen. Sie machen am Pass Halt. Sie verlassen die Autos für ein, zwei Minuten, um ein paar akrobatische Selfies zu schießen, indem sie versuchen, Kühlerhaube, Lächeln und Landschaft auf dem Bildschirm zusammenzubringen. Sie sind rührend, und glücklich, hier zu sein. Dann brechen sie wieder auf. Meiner Freundin neben mir steht ein Bild vor Augen, das uns im schrecklichen Wind lähmt: »Sie haben es nicht bemerkt. Sie haben nicht bemerkt, dass sie sich inmitten von so etwas wie dem lebendigsten, kosmopolitischsten, buntesten Hafen des Mittelmeers befanden, von dem aus unzählige Völker nach Afrika aufbrechen.«<sup>3</sup> Völker, die gegen die Elemente kämpfen, sich mit den Energieströmen vermählen, in der Sonne jubilierend mit der Kraft des Windes gleiten.

Als Primaten, die von ihresgleichen verblendet sind, haben sie nur einen trostlosen Gebirgspass gesehen, eine leere Kulisse, eine stumme Landschaft, einen Bildschirmhintergrund. Diese Bemerkung impliziert keinerlei Klage gegen diese Leute. Sie sind weder besser noch schlechter als wir. Wie oft haben denn nicht auch wir nichts von dem mitbekommen, was sich an Lebendigem an einem Ort abspielte? Wahrscheinlich jeden Tag. Unser kulturelles Erbe, unsere Sozialisierung hat uns so geprägt, es gibt Gründe und Ursachen dafür. Aber das ist kein Grund, nicht dagegen zu kämpfen. Kein Vorwurf, aber eine gewisse Traurigkeit angesichts dieser Blindheit, ihrer Tragweite und ihrer unschuldigen Gewalt. Die große Herausforderung besteht darin, dass wir als Gesellschaft wieder lernen, die Welt von Entitäten bevölkert zu sehen, die *wunderbarer* als Autosammlungen und Museumsgalerien oder auf andere Weise wunderbar sind. Und anzuerkennen, dass sie eine Wandlung unserer Lebensweisen und unseres Zusammenlebens erfordern.

## EINE KRISE DER SENSIBILITÄT

Aus dieser Erfahrung lässt sich eine Idee skizzieren. Unsere ökologische Krise ist tatsächlich eine Krise der menschlichen Gesellschaften: Sie bringt das Schicksal zukünftiger Generationen, geradezu unsere Existenzgrundlagen und unsere Lebensqualität durch verschmutzte Umwelt in Gefahr. Sie ist auch eine Krise des Lebendigen: in der Form des sechsten Massenaussterbens, des Verschwindens von Wildtieren sowie der Störung ökologischer Dynamiken und Evolutionspotenziale der Biosphäre durch den Klimawandel. Doch sie ist auch eine Krise von etwas anderem, von etwas, das unscheinbarer, aber vielleicht grundlegender ist. Ich stelle die Hypothese auf, dass dieser blinde Fleck darin besteht, dass die aktuelle ökologische Krise nicht so sehr eine Krise der Menschen *auf der einen Seite* und der Lebewesen *auf der anderen*, sondern vielmehr eine Krise unserer *Beziehungen* zum Lebendigen ist.

Sie ist auf spektakuläre Weise vor allem eine Krise unserer produktiven Beziehungen zur lebendigen Umwelt, die sich im finanzgetriebenen Ausbeutungswahn des vorherrschenden Wirtschaftssystems zeigt. Sie ist aber auch eine Krise unserer kollektiven und existenziellen Beziehungen, unserer Verbindungen und Zugehörigkeiten zu den Lebewesen, die die Frage nach ihrer *Bedeutung* aufwerfen, Beziehungen, durch die sie zu unserer Welt gehören oder *außerhalb* unserer Wahrnehmungs- und Gefühlswelt sowie außerhalb der politischen Welt stehen.

Diese Krise ist schwierig zu benennen und zu verstehen. Doch jeder spürt deutlich, wozu sie uns aufruft: Wir müssen unsere Beziehungen zu den Lebewesen ändern.

Die aktuelle Begeisterung, die hervorgerufen wird durch politische Experimente innovativer Arten des Zusammenlebens und In-Beziehung-Tretens mit den Lebewesen, das Aufkommen von Formen alternativen gemeinschaftlichen Lebens, das Inte-



resse an ökologischer Landwirtschaft und subversiven Wissenschaften – die die lebendige Natur neu beschreiben, nämlich als reich an Kommunikation und Bedeutungen –, das alles sind frühe und doch kräftige Signale für diesen Wendepunkt in dieser besonderen Zeit, die die unsere ist.

Ein Aspekt dieser Krise wird jedoch weniger wahrgenommen, weil er unscheinbarer und in seiner politischen Dimension, das heißt in seinen Politisierungsmöglichkeiten kaum vernehmbar ist. Das ist der Aspekt, der darin besteht, die Krise als eine Krise der Sensibilität<sup>4</sup> zu verstehen.

Die Krise unserer Beziehungen zum Lebendigen ist eine Krise der Sensibilität, weil die Beziehungen zu den Lebewesen, die wir uns angewöhnt haben, zu ihnen zu unterhalten, Beziehungen zur »Natur« sind. Wie der brasilianische Anthropologe Eduardo Viveiros de Castro erklärt, denken wir Erben der abendländischen Moderne, dass wir »natürliche« Beziehungen zur Welt der nichtmenschlichen Lebewesen unterhalten, weil jede andere Beziehung zu ihnen unmöglich wäre. Im Kosmos der Modernen gibt es zwei mögliche Arten von Beziehungen: entweder natürliche oder gesellschaftspolitische, und die gesellschaftspolitischen Beziehungen sind ausschließlich den Menschen vorbehalten. Das impliziert folglich, dass man die Lebewesen im Wesentlichen als Kulisse, als ein Reservoir an Ressourcen ansieht, das für die Produktion zur Verfügung steht, als einen Ort der Erholung oder als eine emotionale und symbolische Projektionsfläche. Als Kulisse und als Projektionsfläche haben sie ihre ontologische Konsistenz verloren. Etwas verliert seine ontologische Konsistenz, wenn man die Fähigkeit verliert, es als ein vollwertiges Wesen zu achten, das im Gemeinschaftsleben zählt. Das Ereignis, mit dem die Krise der Sensibilität beginnt, besteht darin, dass die lebendige Welt aus dem Bereich der kollektiven und politischen Aufmerksamkeit, aus dem Bereich des Wichtigen und Bedeutsamen herausgefallen ist.

Unter »Krise der Sensibilität« verstehe ich die Verarmung der Möglichkeiten, wie wir Lebendiges fühlen, wahrnehmen und verstehen können, welche Beziehungen wir zum Lebendigen knüpfen können; eine Verringerung der Bandbreite an Affekten, Perzepten, Konzepten und Praktiken, die uns mit ihm verbinden. Wir besitzen eine Vielfalt von Wörtern, von Relationstypen und von Gefühlsweisen, um die Beziehungen zwischen Menschen, zwischen Gemeinschaften, zwischen Institutionen, die Beziehungen zu technischen Gegenständen oder zu Kunstwerken zu bezeichnen, aber viel weniger für unsere Beziehungen zum Lebendigen. Diese Reduktion der Spanne der Sensibilität fürs Lebendige, das heißt der Palette an Formen der Aufmerksamkeit und der Qualitäten der Aufgeschlossenheit gegenüber dem Lebendigen, ist sowohl eine Wirkung als auch ein Teil der Ursachen unserer ökologischen Krise.

Ein erstes Symptom dieser Krise der Sensibilität, vielleicht das spektakulärste, drückt sich im Begriff des »Aussterbens der Naturerfahrung«<sup>5</sup> aus, den der Schriftsteller und Schmetterlingsforscher Robert Pyle vorgeschlagen hat: das Verschwinden der alltäglichen und erlebten Beziehungen zum Lebendigen. Eine kürzlich durchgeführte Studie zeigt etwa, dass ein nordamerikanisches Kind zwischen 4 und 10 Jahren fähig ist, im Nu mehr als tausend Markenlogos zu erkennen und zu unterscheiden, aber unfähig ist, die Blätter von zehn Pflanzen, die in seiner Gegend wachsen, zu identifizieren.<sup>6</sup> Die Fähigkeit, Existenzformen und -stile anderer Lebewesen zu erkennen und zu unterscheiden, verschiebt sich massiv hin zu industriellen Produkten. Gleichzeitig ist die Sensibilität für die Lebewesen, die mit uns die Erde bevölkern, sehr schwach ausgeprägt. Auf die Auslöschung der Erfahrung und auf die Krise der Sensibilität zu reagieren, bedeutet, die Palette der Arten und Weisen zu erweitern, in denen wir die Vielfalt der Lebewesen empfinden, verstehen und Beziehungen mit ihr eingehen können.

Es besteht eine unscheinbare, aber tief reichende Verbindung zwischen dem gegenwärtigen massiven Verschwinden der Feldvögel, das von wissenschaftlichen Studien dokumentiert wird, und der Fähigkeit eines Vogelgesangs, fürs menschliche Ohr Sinn zu erzeugen. Wenn ein Koyukon-Indianer den Schrei eines Raben in Alaska hört, dringt der Ton in ihn ein und ruft sowohl die Identität des Vogels, die Mythen, die seine Sitten und ihre gemeinsame Abstammung erzählen, als auch ihre unvordenklichen Bündnisse in der mythischen Zeit in Erinnerung.<sup>7</sup>

In unseren Städten gibt es überall Raben, ihre Rufe dringen täglich an unsere Ohren, aber wir hören nichts, weil wir sie in unserer Vorstellungswelt zu Tieren gemacht haben, zu »Natur«. Es ist traurig, dass die zehn Vogelgesänge, die man jeden Tag hört, nur als *weißes Rauschen* auf unser Gehirn treffen, oder bestenfalls an einen bedeutungslosen Vogelnamen erinnern: so wie alte Sprachen, die niemand mehr spricht und deren Schätze unsichtbar sind.

Die Gewalt unseres Glaubens an die »Natur« kommt dadurch zum Ausdruck, dass die Gesänge der Vögel, Grillen und Heuschrecken, in die man im Sommer eingebettet ist, sobald man sich von den Stadtzentren entfernt, in der Mythologie der Modernen als *erholsame Stille* erlebt werden. In Wirklichkeit bilden sie, für denjenigen, der versucht, sie zu übersetzen und sie aus dem Status des weißen Rauschens herauszuholen, eine Myriade von geopolitischen Botschaften, territorialen Verhandlungen, Serenaden, Einschüchterungen, Spielen, gemeinschaftlichen Freuden, Herausforderungen und wortlosen Verhandlungen. Die geringste Blumenwiese ist eine kosmopolitische, vielsprachige Karawanserei, die von unermüdlicher Aktivität der unterschiedlichen Arten wimmelt. Es ist wie ein Raumschiff an den Rändern des Universums, wo Hunderte unterschiedliche Lebensformen sich begegnen und einen *Modus Vivendi* herstellen, indem sie mit Lauten kommunizieren. In den

Frühlingsnächten hört man in diesem Raumschiff die Laser-Gesänge der Nachtigallen, die gewaltlos, mit Schönheit, um Weibchen kämpfen, die nach ihnen von der Migration zurückkommen und in der Nacht in den Wäldern herumirren, um ihre Männchen zu finden; man hört verblüfft das Bellen der Rehe, ein gutturales Knurren intergalaktischer Wildtiere, die die Verzweiflung des Begehrens heulen.

Was man »das Land« an einem Sommerabend nennt, ist der bunteste und lärmigste Suk voller Spezies, voller geschäftiger Energien, ein nichtmenschlicher Times Square am Montagmorgen – und die Modernen sind so verrückt, ihre Metaphysik so selbstbestätigend, dass sie darin eine erholsame Stille, eine kosmische Einsamkeit, einen zur Ruhe gekommen Raum sehen; einen Ort ohne reale Anwesenheit, einen stummen Ort.

Die Stadt zu verlassen bedeutet also nicht, sich bukolisch von Lärm und Belästigung zu entfernen, bedeutet nicht, auf dem Land zu leben, sondern *in der Minderheit* zu leben. Sobald die Natur denaturalisiert wird – keine kontinuierliche Fläche mehr ist, keine eindimensionale Kulisse, vor deren Hintergrund sich die menschlichen Abenteuer abspielen –, sobald man das Lebendige zu Lebewesen macht und nicht zu Dingen, wird der artenreiche Kosmopolitismus für den Geist überwältigend, fast erstickend, erdrückend, denn dann sind wir in der Minderheit. Ein gutes Heilmittel für die Modernen, die die schlechte Angewohnheit angenommen haben, alle »anderen« in Minderheiten zu verwandeln.

Von einem gewissen Gesichtspunkt aus gesehen stimmt es, dass wir eine bestimmte Sensibilität *verloren* haben: Die massive Urbanisierung, die Tatsache, im Alltag nicht im Kontakt zu zahlreichen Lebensformen zu leben, hat uns die Fähigkeiten des Spurenlesen verlernen lassen. Ich verstehe Spurenlesen in einem angereicherten philosophischen Sinn als die Sensibilität und die Aufgeschlossenheit für die Zeichen anderer Lebens-